

Vorwort

Gefühle zu zeigen ist im Rahmen der Polizeiarbeit ein absolutes Tabu. Emotionen haben am Tatort nichts verloren. Polizistinnen und Polizisten müssen abgebrüht und stark sein. Und dies rund um die Uhr. Anders wäre diese Arbeit nicht zu bewältigen. Soviel zum Berufskodex, zum äußeren Eindruck, der vermittelt wird.

Doch wie sieht es in der Praxis aus? Wie gehen Polizistinnen und Polizisten tatsächlich damit um, tagtäglich mit problematischen Situationen konfrontiert zu werden? Was bedeutet es, im Ernstfall Entscheidungen auf Leben und Tod zu treffen? Welche persönlichen Strategien werden entwickelt, um den Polizeialltag zu meistern?

All diese Fragen dienten als Initialzündung zur Buchidee, Polizistinnen und Polizisten persönlich zu Wort kommen zu lassen und ihnen ein Forum für jene Geschichten zu bieten, die ihnen trotz aller Routine unter die Haut gingen. Kurzum: Der Mensch hinter der Uniform sollte seine Stimme erheben.

Ein in vielerlei Hinsicht gewagtes Projekt. Denn Polizeiarbeit unterliegt strengen Normen. Dienstgeheimnis und Schweigepflicht sind im Normalfall mit offenherzigen Schilderungen nicht vereinbar. Dass Sie nun das Buch „Polizisten weinen nicht – Der Mensch hinter der Uniform“ in Händen halten, ist ausschließlich dem Vertrauen und dem Mut vieler Menschen zu verdanken. Im Alleingang wäre dieses Vorhaben nicht realisierbar gewesen.

Deshalb gilt mein allererster Dank jenen Menschen, die den Grundstein für die Umsetzung dieses Projektes gelegt haben: dem Vorstand der Österreichischen Beamtenversicherung

(ÖBV), namentlich Mag. Josef Trawöger und Dr. Karl Heinz Setinek. Mithilfe der ÖBV wurde ein Schreibwettbewerb ins Leben gerufen, der sich an alle österreichischen Polizistinnen und Polizisten richtete. Im Rahmen dieser Aktion waren sämtliche im Exekutiv-Bereich tätigen Menschen dazu eingeladen, ihre bemerkenswertesten Erlebnisse in literarischer Form zu Papier zu bringen. Und eines vorweg: Interesse und Echo der Polizistinnen und Polizisten war enorm. Weit über 100 Einsendungen dürfen als eindeutiger Beweis dafür verstanden werden, dass die Zeit für die Umsetzung dieser Buchidee reif war.

Herzlicher Dank gilt auch den Initiatoren des Polizeicafés (www.polizeicafe.at), die viele ihrer schriftstellerisch tätigen Kollegen für unser Buchprojekt begeistern konnten.

Doch zurück zur Entstehungsgeschichte: Nachdem nun eine vertrauenswürdige Plattform für dieses Projekt geschaffen war, wurde auch von offizieller Seite grünes Licht für dieses Buchvorhaben signalisiert. Hierfür möchte ich mich bei Dr. Herbert Anderl (Generaldirektor für Öffentliche Sicherheit), Polizeipräsident Dr. Gerhard Pürstl und Landespolizeikommandant Karl Mahrer sehr bedanken.

Last not least sei an dieser Stelle nachdrücklich auf den starken „Dritten im Bunde“ hingewiesen: dem Molden Verlag. Hier gilt mein Dank allen Verantwortlichen, ganz besonders aber Mag. Gerda Schaffelhofer und Dr. Johannes Sachslehner, die der Projektidee von Anbeginn aufgeschlossen gegenüberstanden. Vielen Dank für den Vertrauensbonus, der den Entstehungsprozess des Buches maßgeblich beeinflusste.

Konkret auf Schiene war das Projekt im April 2009. Ab diesem Zeitpunkt waren Österreichs Polizistinnen und Polizisten am Zug. Und es war für alle Beteiligte ein besonderer Moment,

als die erste Polizei-Geschichte via Internetplattform eingereicht wurde. Noch dazu ein Beitrag, der punktgenau den Nerv dieses Projektes traf: Ein berührender Fall, der durch die eindringliche Schilderung noch zusätzlich an Brisanz gewann. Gleichzeitig machte die erste Geschichte auch deutlich, wie sehr sich reale Ermittlungsarbeit von TV-Krimi-Fiktion unterscheidet, wo nach rund 90 Minuten ein Fall geklärt ist und physische wie psychische Belastungen mit einem smarten Lächeln einfach ad acta gelegt werden.

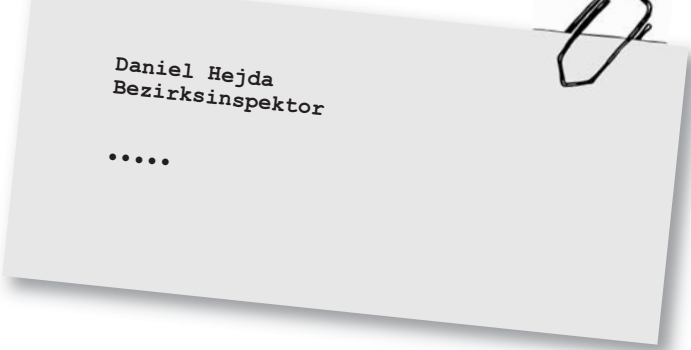
Reale Polizeiarbeit ist im Normalfall alles andere als cool und lässig. Uniform macht zwar unnahbar, schützt aber weder vor Trauer noch vor Schmerz. Beweis hierfür ist ein Gutteil der in diesem Buch versammelten Geschichten. Wenn beispielsweise von tragischen Suizidfällen, entführten Babys, brutalen Serienmördern oder Jahrhundertkatastrophen wie Kaprun oder dem Tsunami-Desaster in Thailand die Rede ist, bleibt wohl kaum ein Auge trocken – bisweilen auch nicht jenes des Gesetzes. Trotz aller Berufserfahrung gibt es Situationen, die auch nach Dienstschluss innerlich nachklingen. Vielleicht sogar bis zum heutigen Tag. Manchmal ein Leben lang.

Demgegenüber kommen aber auch Schilderungen nicht zu kurz, die das Herz höher schlagen lassen. Denn dieser Beruf hat – selten aber doch – auch seine beglückende Seite: Wenn es gelingt, Leben zu retten oder Verbrechen zu verhindern, wird nicht nur aus der Sicht der Betroffenen der Uniformierte plötzlich zum Menschen.

Auch für mich ergab sich eine Änderung der Sichtweise, die sich im Rahmen meiner Arbeit an diesem Buch Woche für Woche intensiverte. Und ich möchte mich bei allen Polizistinnen und Polizisten aufrichtig und herzlich für Zeit und Engagement bedanken, die sie diesem Buchprojekt entgegen-

brachten. Egal ob in persönlichen Gesprächen oder via E-Mail-Korrespondenz: Sämtliche Autorinnen und Autoren zeigten sich ungemein kooperativ und waren stets verlässlich zur Stelle, wenn es um die Klärung noch offener Fragen oder um den Feinschliff ihrer Geschichten ging. Eine Zusammenarbeit im besten Sinn des Wortes. Ein seltenes Gut, das mir als wohlthuender Nachhall im Gedächtnis bleiben wird.

Christine Dobretsberger



Daniel Hejda
Bezirksinspektor

.....

Pech für Panzerknacker

Blitzschnell saßen wir im Streifenwagen und fuhren in Richtung Lerchenfelderstraße. Es war 4.30 Uhr in der Früh. Nun hieß es keine Zeit verlieren. Sollte etwas an dem Hinweis dran sein, den wir vor wenigen Minuten über Telefon von einem Augenzeugen erhielten, waren soeben ganz besonders freche Einbrecher am Werk. Unser Informant befand sich gerade am Heimweg vom Wirtshaus, als er kurz vor seinem Haustor von drei Männern angesprochen wurde. Sie gaben sich als Möbelpacker aus und waren gerade dabei, einen Tresor in ihren VW-Bus zu schleppen. Doch dieses gewichtige „Möbelstück“ schien ihre Kräfte zu übersteigen. Sie baten den Mann um Hilfe. Acht Arme sind schließlich kräftiger als sechs.

Mit dem Vorwand, nur schnell seine Arbeitshandschuhe holen zu wollen, eilte der Mann in seine Wohnung und informierte die Polizei über diese Nacht- und Nebel-Aktionen. Bei aller Hilfsbereitschaft mutet eine Übersiedelung zu dieser Uhrzeit doch seltsam an. Wir waren derselben Meinung und fuhren mit Blaulicht los. Kurz vor der anvisierten Örtlichkeit schalteten wir das Blaulicht aus und näherten uns im Schritttempo. Und tatsächlich: Wir erblickten drei Männer, die mit letzter Kraft einen ca. 140 Kilo schweren Tresor in ihren VW-Bus

bugisieren wollten. Eine Seite des Tresors war auf der Stoßstange des Autos abgestellt. Die Männer warteten sichtlich auf Verstärkung – auf nicht-uniformierte, wohlgerückt. Als sie uns sahen, hielt sich ihre Begeisterung in Grenzen. Einer der Männer rief uns sofort entgegen: „Chef, wir übersiedeln!“ Gut, dachte ich mir, man soll ja nicht vorschnell urteilen. Auch wenn die Wahrscheinlichkeit äußerst gering ist, dass es sich bei dieser Aktion wirklich um eine Übersiedelung handelt, muss man zumindest geneigt sein, dem Bürger Glauben zu schenken. Doch kaum war dieser Satz zu Ende gedacht, begann einer der „Möbelpacker“ wie von der Tarantel gestochen zu laufen. Mein Kollege heftete sich ihm sofort an die Fersen. Nun war eindeutig Schluss mit lustig. Ich nahm eine Anhaltung vor und forderte die beiden Männer auf, sich unverzüglich auf den Boden zu legen. Aber nur einer von ihnen machte Anstalten der Aufforderung Folge zu leisten. Der andere konnte sich einfach nicht von „seinem“ Tresor trennen. Er hielt das enorm schwere „Möbelstück“ nun ganz allein. Sein Kopf wurde rot und röter, bis schlussendlich die Gesetze der Schwerkraft siegten und der Tresor schnurstracks auf seinen linken Fuß fiel. Vor Schmerzen hüpfte er wie verrückt am rechten Bein im Kreis. Dann ließ er sich auf den Boden fallen und kugelte schmerzverzerrt am Gehsteig herum.

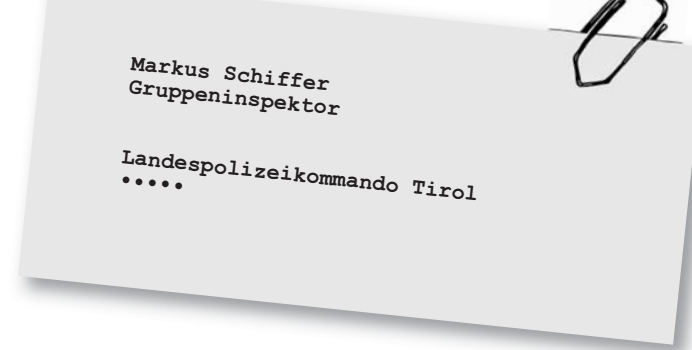
Währenddessen kniete sein Komplize am Asphalt und weigerte sich meiner Aufforderung, sich auf den Boden zu legen, nachzukommen. Der Mann hatte Sorge um seine Jacke, die im Zuge dessen womöglich schmutzig werden könnte. Für dieses Argument konnte ich aber leider kein Verständnis aufbringen. Knapp bevor meine Geduld am Ende war, traf die Verstärkung ein. Meine Kollegen zeigten auch wenig Engagement, dem Wunsch nach einer sauberen Lederjacke nachzu-

kommen. So wurden die Männer mit Handschellen versehen und im Streifenwagen „verpackt“.

In der Zwischenzeit konnte auch der flüchtende Komplize von meinem Kollegen dingfest gemacht werden. Ihm ging einige Häuserblöcke entfernt letztendlich die Luft aus. Tresorschleppen und Langstreckenlauf war einfach zu viel.

Nun begannen wir am Revier mit dem Verhör. Während zuvor noch die makellose Reinheit der Jacke Sorge Nr. 1 des einen Mannes war, offerierte er uns nun ein ganz anderes Problem. Er sei in Wahrheit ein argloser Passant, der rein zufällig in diese Sache hineingeraten wäre. Die beiden Männer hätten ihn angesprochen und um Hilfe gebeten. Und da er nun einmal kein Unmensch sei, hätte er den beiden kurz entschlossen beim Tragen geholfen. Als sich in weiterer Folge allerdings herausstellte, dass alle drei Herren „zufällig“ auch denselben Nachnamen hatten, war der Fall klar. Drei Brüder mit ein und demselben Beruf: Tresoreinbrecher. Sozusagen ein „klassischer“ Familienbetrieb.

Die Panzerknacker-Brüder hatten doppeltes Pech: Nicht genug damit, dass sie auf frischer Tat ertappt wurden. Auch hätte sich ihre Beute keinesfalls gelohnt. Als die Männer im zweiten Stockwerk des Hauses in die Räumlichkeiten eines Reisebüros einbrachen, fanden sie zwei Tresore vor: einen großen und einen kleinen. Die Gier ist bekanntlich ein Hund, und man entschied sich einstimmig für das größere Exemplar. Was allerdings in zweifacher Hinsicht eine falsche Entscheidung war. Zum einen deshalb, weil sich das Geld nicht im großen, sondern im kleinen Tresor befand. Zum anderen hätte der kleinere, knapp 80 Kilo schwere Tresor wohl weniger schmerzhaft blaue Zehen verursacht. So aber ging man hinter Gitter wegen eines Tresors, der lediglich mit einem Berg Akten gefüllt war.



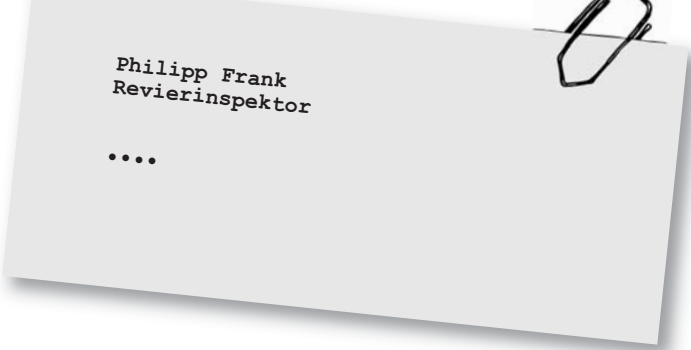
Frau Stefanie

Frau Stefanie ist in der Küche und bereitet das Abendessen für sich und ihren Lebensgefährten Peter zu. Sie lebt seit Jahren mit ihm zusammen. Ihr Mann ist im Zweiten Weltkrieg gefallen. Zumindest vermutet sie es, da er seit Kriegsende in Russland als verschollen gilt.

Die Lebensgemeinschaft mit Peter war ursprünglich eine Zweckgemeinschaft. Beide waren allein und auf der Suche. Peter hatte eine kleine Wohnung in Innsbruck, im Stadtteil Pradl, und suchte eine Haushaltshilfe. Frau Stefanie hielt Ausschau nach einer Unterkunft, da sie die große Wohnung allein nicht mehr erhalten konnte. Peter vermietete ihr ein Zimmer und mit der Zeit wurde aus dem Mietverhältnis ein eheähnliches.

Sie können sich beide nicht mehr genau daran erinnern, wann die Grenze zwischen Mieter und Vermieter verschwamm. Aber eines Tages gingen sie zusammen essen, anschließend tanzen, und ...

Heiraten wollten sie beide nicht. Lieber einfach das Geld sparen, um sich möglicherweise einmal einen kurzen Urlaub zu gönnen. Nächstes Jahr vielleicht. Kinder waren nie ein Thema. Nur als sie jung war, wünschte sich Frau Stefanie drei bis vier



Philipp Frank
Revierinspektor

....

Hinter meinem Rücken

Ich war allein unterwegs. Es war weit nach Mitternacht, die Straßen nahezu menschenleer. Fußstreife in Wien Favoriten. Normalerweise gehen wir immer zu zweit, aber aufgrund des geringen Personalstands war dies zum damaligen Zeitpunkt in unserem Wachzimmer einfach nicht möglich. Eben als ich eine routinemäßige Kontaktaufnahme in einem Lokal machen wollte, hörte ich via Funk, dass es einen Notruf gab. „Streit zwischen zwei Männern wegen Spielschulden.“ Zufällig stand ich direkt vor dem Haus, wo die Auseinandersetzung stattfand. Also übernahm ich den Einsatz.

In der Wohnung angekommen, war überraschenderweise alles ruhig. Beide Männer waren zwar alkoholisiert, aber die Stimmung schien sich in der Zwischenzeit entspannt zu haben. Das einzige offenkundige Problem war, dass der Wohnungsbesitzer, der auch die Polizei zu Hilfe gerufen hatte, den anderen Mann nicht dazu bewegen konnte, nach Hause zu gehen. Geduldiges Zureden war angesagt. Nach einiger Zeit war der Mann immerhin schon im Stiegenhaus, aber die Diskussionen gingen weiter. Erschwerend kam hinzu, dass der Wohnungsbesitzer nun ebenfalls auf stur schaltete und sich weigerte, seine Eingangstür abzuschließen. Ich musste also den

im Stiegenhaus verharrenden Mann dazu bringen, das Haus zu verlassen. Andernfalls war neuerlicher Streit vorprogrammiert. Wieder war geduldiges Zureden gefragt. Kurz vor zwei Uhr früh waren wir endlich vor der Haustür.

Während der ganzen Aktion verhielt sich der Mann gefasst und freundlich. Nun zeigte er sich ebenfalls kooperativ und hatte auch keine Anzeige oder andere Konsequenzen zu befürchten. Im Grunde war der Fall erledigt. Dennoch wollte ich auf Nummer sicher gehen und vermeiden, dass der Mann womöglich gleich wieder ins Haus beziehungsweise in die Wohnung des anderen Mannes eindringt. Also schlug ich ihm vor, mit mir ins Gasthaus zu gehen, wo ich noch mein ursprüngliches Anliegen, nämlich besagte Kontaktaufnahme, zu erledigen hatte. Gesagt getan. Alles verlief friedlich und ich gab in der Notrufzentrale Bescheid, dass keine Verstärkung notwendig sei. Beim Verlassen des Lokals wechselten wir ein paar freundliche Worte. Danach verabschiedeten wir uns voneinander und überquerten noch gemeinsam die Fahrbahn.

Dass sich im Zuge dessen der Mann ein paar Schritte zurückfallen ließ, nahm ich zwar zur Kenntnis, schenkte diesem Verhalten aber keinerlei Bedeutung. Was sollte schon passieren? Schließlich verhielt sich der Mann die gesamte Zeit über gänzlich unauffällig. Von aufgetauter Aggression war nichts mehr zu spüren. Doch hinter meinem Rücken war der Entschluss bereits gefasst: Völlig unerwartet attackierte mich der Mann. Ich konnte den Schmerz nicht genau orten, hatte aber das Gefühl, dass der Mann wie verrückt auf meinen Rücken einschlug. Blitzschnell drehte ich mich um und versuchte, den Mann von mir wegzustoßen, der nun Anstalten machte, mich mit beiden Händen am Hals zu würgen.

Was in diesem Moment alles durch meinen Kopf schoss, kann

ich nicht mehr genau sagen. Ich weiß nur, dass ich völlig schockiert war. Wie konnte das passieren? Eben hatten wir doch noch ganz normal miteinander geredet?

Nach mehreren Versuchen gelang es mir, den Angreifer von mir wegzustoßen. Um einer Rangelei zu entgehen, drehte ich mich um, und wollte ein paar Schritte davon laufen. In diesem Moment spürte ich einen stechenden Schmerz im Nackenbereich und sackte sofort zu Boden. Der Angreifer stürzte sich auf mich. Ich mobilisierte alle Kräfte, um mich loszureißen. Als ich wieder auf den Beinen war, bemerkte ich, dass Blut pulsierend aus meinem Nacken quoll. Das Klappmesser in Händen des Angreifers sah ich aufgrund der Finbsterne erst jetzt. Ich lief ein paar Schritte davon, aber der Angreifer folgte mir mit gezücktem Messer. Im Zuge dessen stolperte und stürzte ich. Mein Funkgerät fiel aus der Brusttasche und rutschte außer Reichweite. Der Angreifer kam näher und näher. Ich raffte mich auf und lief noch etwa 50 Meter weiter. Bei der ersten Querstraße blieb ich stehen und blickte mich um. Ich sah, dass der Angreifer mir immer noch mit offenem Messer folgte.

Ich hatte Angst, aufgrund des Blutverlustes das Bewusstsein zu verlieren, und nahm mit der rechten Hand die Pistole in Anschlag. Mit der linken Hand versuchte ich die Blutung im Nacken zu stillen. Da der Angreifer immer noch unbeeindruckt auf mich zukam, gab ich zwei Schüsse ab. Plötzlich wandte sich der Angreifer ab, entfernte sich etwa zwanzig Schritte und brach zusammen.

Ich wusste nicht, ob meine Schüsse den Angreifer verletzt hatten oder ob er nur simulierte. Ich ließ den Mann keinen Moment aus den Augen. Als er sich nicht bewegte, versuchte ich mich so zu positionieren, dass man mich – falls ich das Be-

wusstsein verlieren sollte – besser sehen konnte. Ich schleppte mich vom schlecht beleuchteten Gehsteig hinter ein parkendes Auto auf die Fahrbahn. Ich lag am Rücken mit Blickrichtung zum Täter. Mit der linken Hand stillte ich nach wie vor die blutende Wunde, rechts von mir lag griffbereit die Pistole. Da ich mein Funkgerät auf der Flucht verloren hatte, rief ich mit meinem privaten Handy den Notruf und forderte Verstärkung.

Erst jetzt bemerkte ich einige Passanten, die scheinbar den Vorfall aus sicherer Entfernung beobachtet hatten. Einer von ihnen, ein Taxifahrer, eilte zu mir, wich aber entsetzt zurück, als er sah, dass sich um meinen Kopf herum bereits eine Blutlache gebildet hatte. Ich wies ihn an, mir seine Autoapotheke zu bringen. Er war so geschockt, dass er mir das Verbandzeug zwar brachte, die Erstversorgung allerdings in meiner Verantwortung lag.

Zum Glück trafen nach kürzester Zeit meine Kollegen sowie Rettung und Notarzt ein. Aufgrund des starken Blutverlustes begann ich am ganzen Körper zu zittern. Nach professioneller Erstversorgung wurden mir Schmerzmittel sowie eine Kochsalzlösung verabreicht, um den Blutverlust auszugleichen. Danach wurde der Täter erstversorgt und in einem bewachten Rettungswagen ins Unfallkrankenhaus Meidling gebracht. Er hatte einen Handstreifschuss und einen Oberschenkeldurchschuss erlitten.

In der Zwischenzeit hatte ich meine Familie informiert, dass sie sich um mich keine Sorgen machen müssten. Danach brachte mich die Rettung schnellstmöglich ins AKH. Ich musste zahlreiche Untersuchungen über mich ergehen lassen, bis man über den Grad der Verletzungen konkret im Bilde war: Meine Nackenmuskulatur war komplett durchtrennt.

Des Weiteren hatte ich vier Messereinstiche im Hals von jeweils acht Zentimetern Tiefe. Was ich im Moment der Tat als Würgen ortete, waren in Wahrheit Messerstiche. Eine der Stichwunden verlief genau zwischen Halsschlagader und Luftröhre. Es war Glück im Unglück, dass weder Halsschlagader noch Luftröhre verletzt wurden. Zwischenzeitlich wurde ich von Kollegen von der Kriminalabteilung über den Tathergang befragt.

Nach quälenden Stunden der Ungewissheit wurde ich schließlich in der Früh operiert. Meine Familie, die mittlerweile auch von der Dienstbehörde verständigt wurde, war ebenfalls in der Klinik eingetroffen. Die Operation verlief ohne Komplikationen. Nach einer Woche Krankenhausaufenthalt durfte ich das Spital verlassen. Danach war ich ein halbes Jahr im Krankenstand beziehungsweise auf Rehabilitation. An dieser Stelle möchte ich meinen herzlichen Dank an alle beteiligten Menschen aussprechen, die mir in dieser Situation so professionell geholfen haben.

Seither versehe ich wieder Dienst nach Vorschrift. Anfänglich zugegebenermaßen mit einem etwas mulmigen Gefühl. Alles, was sich hinter meinem Rücken abspielte, ortete ich als potenzielle Gefahr. Aber mittlerweile ist diese Angst einer noch größeren Achtsamkeit gewichen. Ich habe aus diesem Vorfall gelernt, dass die gefährlichsten Situationen jene sind, die sozusagen ohne Vorwarnung passieren. Wird man zu einem Einsatz gerufen, wo von Anfang an klar ist, dass es zu einer heiklen Situation kommen kann, sind alle Sinne bis zum Abschluss der Amtshandlung geschärft. Aber in diesem Fall hat im Grunde nie eine wahrnehmbare Gefahr bestanden. Die Stimmung war entspannt, die abschließende Unterhaltung nett, die Verabschiedung ohne spürbaren Groll.

Warum der Mann mich rücklings mit dem Messer attackierte, argumentierte er – vermutlich in Rücksprache mit seinem Verteidiger – mit einem „Black-out“. Er wurde wegen Mordversuchs zu elf Jahren Haft verurteilt.

Mich persönlich überraschte, dass ich den Täter bei der Gerichtsverhandlung nicht wieder erkannt hätte. Vermutlich lag es an dessen gepflegterem Äußeren und an der Zeitspanne, die zwischen Tat und Urteilsspruch lag. Was allerdings sowieso nichts mehr zur Sache tut. Denn vergessen werde ich diesen 18. Jänner ohnedies nie. Dafür sorgen nicht zuletzt die Schmerzen im Nackenbereich, die mich Tag für Tag an diesen Nachtdienst erinnern.

Epilog:

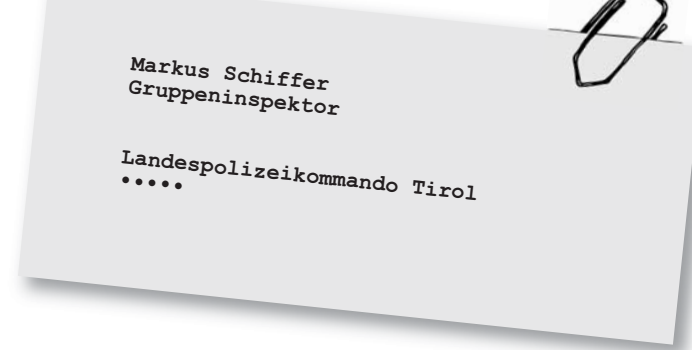
Es war damals übrigens das erste Mal, dass ich Gebrauch von meiner Dienstwaffe machen musste. Wie immer in derlei Fällen wurde ein standardmäßiges Verfahren eingeleitet, um zu untersuchen, ob mein Waffengebrauch auch gerechtfertigt war. Da mich der Täter attackierte hatte und ich in Notwehr die beiden Schüsse abgab, war der Sachverhalt eindeutig. Es gab keinen Zweifel daran, dass mein Gebrauch der Dienstwaffe notwendig war.

Dennoch möchte ich in diesem Zusammenhang folgendes Gedankenexperiment vornehmen: Wie hätte die mediale Öffentlichkeit reagiert, wenn sich der Vorfall in einem wesentlichen Detail anders abgespielt hätte? Gesetzt den Fall, ich hätte das Messer in den Händen des Täters früher gesehen, also ehe er mich attackieren konnte. Was wäre geschehen, wenn ich Zeit gehabt hätte, mich zu verteidigen? Wie wäre die Auseinandersetzung verlaufen, wenn

ich angesichts der lebensbedrohlichen Situation schon früher meine Dienstwaffe gezogen hätte?

Fest steht nur, dass nach solchen Ausnahmesituationen stets eine Lawine an Fragen losbricht: War das wirklich notwendig? Der Mann hatte zwar ein Messer in der Hand, aber wollte er wirklich zustechen? Schließlich hatte er bis zu diesem Zeitpunkt keine Vorstrafen. Wieso hätte er also so etwas tun sollen?

In meinem Fall bin ich zwar von all den Fragen, nicht aber vom Täter verschont geblieben. Ich weiß, dass er zugestochen hat. Ich weiß, dass er mich röten wollte. Und ich weiß, dass er bis dato als unbescholten galt.



Das Lächeln der Tochter

Gerhard freut sich auf den Abend. Es ist Weihnachten! Noch eine Stunde Dienst im Streifenwagen. Dann ist es endlich soweit! Heuer kann er zum ersten Mal mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter – die im Juli geboren wurde – Weihnachten feiern. Weihnachten zu dritt! Wie sehr haben er und seine Frau dieses Fest herbeigesehnt. Als seine Tochter geboren wurde, war Gerhard der glücklichste Mann auf Gottes Erdboden. Ganz klar: Das schönste Weihnachtsgeschenk werden heuer die strahlenden Augen seiner Tochter und seiner Frau sein.

Ursprünglich wollte Gerhard seinen Überstundendienst am 24. Dezember abgeben. Doch dann wurde eine Kollegin krank, und er musste kurzfristig für den Tagdienst einspringen. Überstundengeld kann man schließlich als junger Familienvater immer gebrauchen.

Gerhard ist mit seinem älteren Kollegen Martin – er geht nächstes Jahr in Pension – auf Funkstreife. Martin kann Gerhards Unruhe kaum noch ertragen. Ständig diese Fragen: „Wie spät?“, „Wie lang noch?“ Da fällt Martin eine Entscheidung: „Gerhard! Weißt’ was? Ich fahr’ jetzt ins Wachzimmer! Mit dir ist es heute nicht mehr auszuhalten. Ich lege ein gutes Wort beim Chef für dich ein, dann kannst du vielleicht früher nach